

Nr. 261. Bromberg, den 22. Dezember 1927.

Schiggi-Schiggi.

Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens.

Von Fritz Strauß.

(15. Fortsetzung.)

Ich brauchte halt wieder meinen Alfonso! Aber der ist schon an die drei Wochen tot. Nach längerem Hin- und Herüberlegen fasse ich den Entschluß: Mag's gehen wie es will, ich riskier's! Mehr wie sterben kann man dabei nicht, und das muß schließlich einmal jeder. Es fragt sich nur noch, wie mache ich es? Soll ich zuerst ein paar Schüsse in die Nähe der Wilden jagen und dann in der allgemeinen Verwirrung mitten unter sie hineinspringen — oder soll ich einfach auf ihren Lagerplatz losrennen? Ich entscheide mich für die letzte Art, obwohl ich weiß, daß sie zunächst die gefahrvollste ist. Diese Indianer schießen sicher mit Pfeilen, deren Spitzen in ein furchtbar wirkendes Gift getaucht sind. Der leiseste Ritzer genügt, um innerhalb weniger Sekunden den Tod durch Herzlähmung herbeizuführen. Man braucht für diesen kurzen Weg eben einen Schutzengel wie ein Hausknecht; aber da ich mich bisher gerade über diesen Punkt nicht zu beklagen hatte, nehme ich zu meinen Gunsten an, daß sich auch diesmal nichts an dieser Tatsache ändern würde.

Eines hatte ich in der Wildnis schon gelernt. Man kommt am besten mit ihren Bewohnern zurecht, wenn man sich möglichst ihren Sitten und Gewohnheiten anpaßt. Ich ziehe mich also gleich den Indios splitternackt aus und marschiere unbewaffnet los. Ohne Zwischenfall pürsche ich mich bis auf zwanzig Schritte an sie heran. Weiter zu schleichen wage ich mich nicht mehr. Diese Indianer haben eine Witterung und ein Gehör, so scharf wie die der Tiere und hätten mich rettungslos gespürt. Jetzt heißt es Farbe bekennen. Wie vom Satan gehetzt renne ich, was ich rennen kann, auf das Lager zu, nehme die letzten paar Meter in einem Riesensatze und werfe mich wie der Blitz mitten unter sie ans Feuer. Pumps! Da sitze ich! Und mein Herz klopft bis zum Halse herauf.

Was die Leute für Gesichter machen, als ich wie eine Bombe in sie hineinplatze? Ich weiß es wirklich nicht. Ich sehe nur ganz verschwommen ein Gewühl von dunkelbraunen Leibern, aus dem sich dann und wann eine Fratze wie die eines Affen zu heben scheint. Erst nach geraumer Weile beginne ich mit Bewußtsein schüchtern und unendlich vorsichtig ein wenig meine Umgebung zu mustern. Reglos wie Statuen sitzen die Leute. Schätzungsweise vierzig an der Zahl und dreimal soviel Frauen wie Männer. Sie wenden die Augen auf mich, und ihr Blick ist von jener seltsamen Starrheit, wie der Blick einer Schlange, mit dem sie ihr Opfer bannt. Und wie das Opfer einer Schlange, das jede Sekunde den tödlichen Biß erwartet, wehrlos dem Stärkeren preisgegeben, komme ich mir selber vor.

Ich habe im Krieg und hier in der Wildnis hundertmal dem Tode ins Antlitz geschaut, aber niemals hat es mich soviel Nerven gekostet, wie in den Augenblicken dieses bewegungslosen, eisigen Schweigens.

Ich warte nur auf den Moment, in dem sich ein Pfeil in meinen Körper bohrt, in dem sich vielleicht die ganze Horde auf mich stürzt — und würde es wie eine Erlösung empfinden. Aber nichts von alledem geschieht. Nur immer diese eine, fürchterliche, atembeklemmende Stille ist um mich, in die das Rauschen meins Bluts hinin zu wogen scheint, dumpf und wie aus nebelweiter Ferne.

Plötzlich gellt schaurig, wie das Lachen eines Wahnsinnigen ein unartikulierter, lang gezogener Schrei vom höchsten Diskant bis runter zum tiefsten Baß durch die Nacht. Irgendeiner der Männer stößt ihn aus: „Hjjjjiahahahuhuhuaaaa!“

Ist es die Entspannung, die der Schrei bei mir auslöst, oder gibt mir ein guter Geist den Gedanken ein — ich bin mir nicht darüber klar —, jedenfalls brülle ich wie aus der Pistole geschlossen, vollkommen sinnlos zur Antwort: „Hihahahu!“

Und damit treffe ich das Richtige. Der Bann ist gebrochen. Die Sitte, daß mehr wie sechs auf einmal nicht sprechen dürfen, scheint meinen neuen Freunden völlig fremd. Sie heben alle miteinander ein Geschnatter an, daß es ein wahres Vergnügen ist.

„Jetzt ist's gewonnen, Leo!“ fährt es mir durch den Kopf, und im aufwallenden Gefühl der Freude rede ich eifrigst mit. Auf Spanisch zwar, aber das schadet nichts. Es versteht ja doch kein Mensch etwas von unserer gegenseitigen Unterhaltung. Trotzdem heimelt sie mich gewaltig an. Sie gleicht nämlich aufs Haar dem Geschwätz der Affen im Urwald, das mich so manche Nacht schon in Schlummer gewiegt hat.

Der Mann, der kurz vorher in liebenswürdiger Weise die peinliche Lage beendet hat, benützt eine Gesprächspause und gibt einen kurzen bellenden Laut von sich: „Hau!“

Sofort springt eine ältere Frau auf, nähert sich mir mit einem geflochtenen Gefäß und hält es mir an den Mund. Da wird es mir wieder recht schwummerig zumute. Es kann ein Trank der Labe sein, es kann aber auch genau so gut einer sein, bei dessen Genuß man sich in die ewigen Jagdgründe versammelt. Wilde haben mitunter sonderbare Gepflogenheiten. Na, denn in Gottes Namen. Friß Vogel oder stirb! Und mit Todesverachtung sperre ich den Mund auf. Es ist ein Trunk der Labe. Beim ersten Schluck habe ich die Sache weg. Nun aber keine falsche Scham. Wer einen ganzen Tag unter der glühenden Pampasonne reitet und obendrein kein Wasser findet, hat Durst für zehn. Und ich trinke die Flasche leer bis auf den Grund. Aber stark ist das Gebräu, verflixt stark, und ich bin Zeit meines Lebens ein leidenschaftlicher Kaffee- und Teetrinker gewesen und fühle direkt, wie mir das Zeug in den Kopf steigt und prickelnd meinen Körper durchrieselt. Ich würde mich nun auch gern für die Gabe bedanken, aber in der Landessprache der Wilden geht es nicht, weil ich noch zu wenig davon verstehe. So patsche ich denn kurzerhand ein paarmal kräftig auf meinen nackten Bauch. Man begreift nur zu gut. Wieder bellt der Mann: „Hau!“ und die Frau holt eine zweite Flasche. Ich trinke sie halb leer, hüte mich aber, eine nochmalige Beifallsäußerung vom Stapel zu lassen. Ein kleines Räuschchen würde dann unvermeidlich sein. Ich schätze so etwas nicht, und in dieser Situation, in der man nie weiß, was der nächste Augenblick bringen kann, wäre es geradezu Wahnsinn gewesen.

Nach Verlauf einer Stunde bricht die ganze Gesellschaft mit einem Male unvermittelt auf und setzt sich in Marsch. Die glimmenden Äste werden von den Frauen mitgenommen. Um mich kümmert sich, wie mich dünkt, kein Mensch mehr. Ich habe indes nicht die geringste Lust, meine Gastrolle schon zu beenden und laufe zu meinen Mulas zurück. Dort schlüpfe ich in meine Hose, besteige mein Pferd und reite mit Sack und Pack als letzter hinter der marschierenden Kolonne. Man läßt mich auch jetzt vollkommen ungeschoren.

Der Marsch währt die ganze Nacht hindurch. Die Männer, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, führen. Dahinter die Weiber mit riesigen Pfeilbündeln. Im fahlen Licht der Morgenfrühe schiebt sich eine merkwürdige dunkle Wand vor mein Gesichtsfeld. Beim Hellerwerden entpuppt sie sich als Urwald. So nahe bin ich also dem Ende der Pampa! Die Wilden streben auf ihn zu, und ich habe Muße, sie mir eingehend zu besichtigen. Männer sowohl wie Frauen sind auffallend klein, aber muskulös. Ihrer Hautfarbe fehlt die Einheitlichkeit. Sie durchläuft eine ganze Skala vom hellsten bis zum dunkelsten Kastanienbraun. Auch getigerte Männer und Frauen sehe ich viele, mit gelben und braunen und sogar mit ausgesprochen tiefblauen Flecken. Die Haare hängen in steifen Strähnen zu beiden Seiten des Kopfes. Sie machen einen schwarzen Eindruck, schimmern aber, wenn die Sonne auf ihnen liegt, rötlich auf. Gefärbt waren sie aber nicht. Die Segnungen der Kultur sind diesen Wilden noch erspart geblieben. So neugierig ich selbst der Betrachtung des Indianerstammes obliege, so apathisch verhält er sich mir gegenüber. Kaum, daß mich gelegentlich ein Blick streift. Am meisten scheinen die Leute mein Pferd, die Mulas und die Hunde zu interessieren. Sie bestaunen sie scheu von weitem und vermeiden es peinlich, sich ihnen zu nähern, woraus ich den Schluß ziehe, daß sie zum ersten Male in ihrem Leben solche Tiere sehen.

Allmählich erreichen wir den Urwald. Eine Weile folgen wir seinem Rande entlang der Pampa, dann biegt die Spitze plötzlich ab und verschwindet unter den Bäumen. An den teilweise gekappten Ästen und ausgehauenen Lianen erkenne ich, daß es kein willkürlicher Weg ist, den die Indios einschlagen. Trotzdem habe ich Mühe, gleichen Schritt mit ihnen zu halten. Insonderheit erschweren meine Tiere stark das Vorwärtskommen. Nach Verlauf einer halben Stunde hält die Kolonne vor einem freien Platz, an dessen rückwärtigem Ende ein Haus steht. Mitten im Urwald ein Haus! Eine große Schar Kinder, von einem Rudel Affen und Wildschweine begleitet, kommt aus ihm gelaufen und umringt die Ankommenden. Sie sind splitternackt und das getreue Ebenbild ihrer Erzeuger. Eine alte Frau schreitet langsam hinter ihnen her. Die Begrüßung geschieht in auffallend ruhiger Weise. Die Männer und einige Frauen begeben sich sofort ins Haus, die übrigen verteilen sich mit den Kindern über den ganzen Platz. Man ist über die Heimkehr des Stammes zur Tagesordnung übergegangen, und meine nächtliche Wanderung kommt mir vor wie ein Traum.

Siebentes Kapitel.

Am Ungewissen.

Hier bin ich nun also daheim! Oder bin ich es doch nicht? Ich weiß es nicht und schaue mich mit recht geteilten Gefühlen in der neuen Umgebung um. Eine bange Scheu hält mich vor einem Nähertreten ab, und ich stehe immer noch reichlich befangen in gemessener Entfernung neben meinem Caballo. Ein paar Kinder kommen neugierig allmählich näher. Sie führen kleine Affen an der Hand mit sich oder werden von Papageien begleitet, die ihnen nachspazieren. Sobald ein Kind aus irgendwelchem Grunde für einen Augenblick seinen Affen losläßt, klammert er sich mit beiden Armen hilfesuchend an den nackten Beinen seines Mentors fest. Sonst kümmert sich kein Mensch um mich. Die Männer haben sich gleich nach unserer Ankunft wieder entfernt, in den Urwald hinein, vermutlich auf die Jagd. Die Weiber gehen anscheinend ihren gewohnten Beschäftigungen nach. Etliche zerwirken den von der Pampa mitgebrachten Hirsch. Andere sehe ich abwechselnd durch die drei schmalen Hauseingänge hinein und hinaus schlüpfen. Ein paar alte Frauen hocken auf dem Boden, bewegungslos, gleich Pagoden. Wer sind diese seltsamen Geschöpfe, gegen die ich kleiner Mann wie ein Riese anmute, die wie Menschen aussehen und eine unverfälschte Affensprache reden? Sind sie meine Freunde — meine Feinde? Der Teufel soll sich auskennen! Etwas Gutes kommt sicher nicht dabei zum Vorschein, ich habe so eine Ahnung. Zum Donnerwetter nochmal, Leo, was stehst du denn da wie ein angemalter Türke! Du bist doch sonst nicht so. Tu doch wenigstens irgend etwas. Ganz egal, was. Aber rühre dich! Entschluß!

Mein besseres Ich hat wieder einmal recht. Ich kann wirklich nicht immer dastehen und warten, ob ich vielleicht mit der Zeit anwachse. Ich sattle also zunächst meine Reittiere ab und binde sie an einen Baum. Dazwischen äuge ich immer vorsichtig nach dem Hause. Nichts Verdächtiges fällt mir auf. Da werde ich kühner und pürsche mich, schwer bewaffnet, seitlich ans Haus heran. Der Platz vor ihm ist von den Schlingpflanzen gesäubert, der Boden gerodet und festgetrampelt. Eine Unmenge Affen treiben sich auf ihm herum, zwischen denen, malerisch verteilt, mehrere Wildschweine stehen und die Erde aufwühlen. Auch Nasenbären tummeln sich allerorten. Die Tiere machen samt und sonders den Eindruck von Haustieren. In den Palazzo selbst wage ich mich nicht hinein und beschränke mich darauf, ihn von außen zu besichtigen. Er hat eine Länge von schätzungsweise fünfunddreißig Metern und große Ähnlichkeit mit einem Käfig. Die Wände bestehen aus dünnen Stäben mit Zwischenräumen, die der Luft ungehindert von allen Seiten freien Durchzug gewähren. Das giebelförmige, aus gedrehten Palmblättern verfertigte Dach schützt gegen Regen. Auf meiner Forschungsreise streife ich hart an ein paar Weibern vorüber und wundere mich über ihre Gleichgültigkeit. Ich scheine Luft für sie zu sein. Um so neugieriger bin ich selber. Wie es wohl hinter dem Hause aussehen mag? Ahnungslos biege ich um die Ecke und wäre beinahe umgefallen vor Schrecken. Im Schatten des vorspringenden Daches liegt ein riesiger Tiger. Zum Glück hüpft gerade ein kleiner Affe in aller Gemütsruhe über ihn weg und belehrt mich daß auch dieses liebliche Wesen mit zur Familie gehört. Immerhin halte ich es für ratsam, mich schleunigst aus dem Staube zu machen. Alles, was recht ist, aber zahme Tiger — das will mir nicht in den Kopf. Wie schon früher erwähnt, handelt es sich auch hier um den Jaguar. Gezähmte Tiger sind schon eine Seltenheit in Menagerien und gelten als gefährlich. Gezähmte Jaguare wird man vergeblich suchen. Diese Bestien sind die ersten, die ich im Leben sehe. Auch die Eingeborenen haben einen heillosen Schrecken vor dem „tigre", und mein Erstaunen ist durchaus berechtigt. Aber schließlich wird der Stamm hier schon wissen, inwieweit er sich mit diesen Herrschaften einlassen darf. Und ich brauche mich ihnen ja nicht gerade vor den Rachen hinzustellen.

Auf eine nähere Untersuchung der rückwärtigen Verhältnisse des Hauses verzichte ich also — und bedauere es. Ich benötige nämlich dringend Nahrung für meine Reittiere. Was tun, spricht Zeus! Die Pampa ist nicht weit, und auf den Weg habe ich heute morgen genau geachtet. Ob ich einen kleinen Ausflug dorthin riskiere? Probieren kostet ja nichts. Ich gehe zurück und binde mein Pferd und die Mulas los. Ein verstohlener Blick nach den Weibern überzeugt mich von ihrer Teilnahmlosigkeit. Schritt für Schritt entferne ich mich, scharf das Haus im Auge. Ein paar Frauen werden aufmerksam und schauen mir nach, unternehmen aber nichts, was mich stutzig machen könnte. Um so besser! Immer mehr wächst der Abstand zwischen ihnen und mir, und bald bin ich im Urwald verschwunden. Ohne Zwischenfall erreiche ich die Pampa. Soll ich noch einmal zurück und mein Gepäck holen — und dann heidi? Weil das so leicht geht! Dabei renne ich sicher den Männern in die Hände. Wie sich die im Falle meines Fortgehens mir gegenüber stellen, wissen sie vorerst nur allein. Zweifellos sind auch noch andere Indios in der Gegend, denen ich nicht entgehen kann. Was dann? Daß ich überhaupt noch lebe, ist ein Wunder, ein glattes Wunder. Aber zwei Wunder im Leben, das gibt es nicht. Und obendrein wäre die Flucht jetzt eine halbe Maßnahme. So etwas liebe ich nicht.

An der Grenze zwischen Urwald und Pampa ist das Gras saftig. Meine drei Freunde weiden mit Heißhunger. Nach einigen Stunden fange ich sie wieder ein und kehre brav zurück. Die Männer sind unterdessen heimgekommen und sitzen vor dem Haus. Sie verziehen keine Miene bei meinem Erscheinen. Ich bin für sie nicht vorhanden. Stumpfsinniges Volk! Vielleicht soll aber gerade durch dieses Gebahren meine Zugehörigkeit zum Stamme ausgedrückt gedrückt werden. Der Gedanke dünkt mir zu schön, um wahr zu sein. Es kann genau so gut abwartende Neutralität oder verborgen schwelende Feindseligkeit bedeuten. Da habe ich mir eine schöne Suppe eingebrockt. Wenn ich nur eine Möglichkeit wüßte, diese Stockfische zu irgendeiner Gefühlsäußerung zu bewegen. Ich befestige meine Hängematte an zwei Bäumen, lege mich hinein und denke nach. Nichts fällt mir ein, rein gar nichts. Ich komme mir vor wie einer, der zwischen Himmel und Erde an einem morschen Seil in der Luft schwebt und nur darauf wartet, bis der Strick endlich reißt.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnacht.

Von Gunther Mall.

So blätterst du ganz leise ab:
ein Blatt ins Meer . . . ein Blatt zur Erde . . .
ein Blatt im Wind: Wer kennt sein Grab,
die letzte, stumme Traumgebärde?

So morscht dein Leben: Stück um Stück.
Da — hebt ein Stimmchen an zu flüstern,
ein kleiner Stern erwacht im Düstern,
und . . . mit den Hirten singt dein Glück:

Weihnacht! Weihnacht!

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(16. Fortsetzung.)

„Er hot's et gern, wemmer em so ruaft", antwortete das Mädchen; „er ist freile sei's Zoiches a Spielma, er hairts am gernsta, wemmer Hans zua nem sait."

„Und wie kam ich denn hierher?" fragte jener wieder.

„Ja wisset Er denn au gar koi Wörtle meh?" lächelte das hübsche Kind und bediente sich des Zopfbandes. Sie erzählte, ihr Vater sei schon seit einigen Wochen nicht zu Hause gewesen, da sei er einesmals vor neun Tagen in der Nacht an das Haus gekommen und habe stark gepocht, bis sie erwacht sei. Sie habe seine Stimme erkannt und sei hinabgeeilt, um ihm zu öffnen. Er sei aber nicht allein gewesen, sondern noch vier andere Männer bei ihm, die eine mit einem Mantel verdeckte Tragbahre in die Stube niedergelassen haben. Der Vater habe den Mantel zurückgeschlagen und ihr befohlen zu leuchten, sie aber sei heftig erschrocken, denn ein blutender, beinahe toter Mann sei auf der Bahre gelegen. Der Vater habe ihr befohlen, das Zimmer schnell zu wärmen, indessen habe man den Verwundeten, den sie seinen Kleidern nach für einen vornehmen Herrn erkannt habe, auf das Bett gebracht. Der Vater habe ihm seine Wunden mit Kräutern verbunden, habe ihm dann auch selbst einen Trank bereitet, denn er verstehe sich trefflich auf die Arzeneien für Tiere und Menschen. Zwei Tage lang seien sie alle besorgt gewesen, denn der Junker habe geraft und getobt. Nach dem zweiten Tränklein aber sei er stille geworden, der Vater habe gesagt, am achten Morgen werde er gesund und frisch erwachen, und wirklich sei es auch so eingetroffen.

Der junge Mann hatte mit wachsendem Erstaunen der Rede des Mädchens zugehört. Er hatte sie oft unterbrechen müssen, wenn er ihre zierlichen Ausdrücke nicht recht verstand, oder wenn sie in ihrer Rede abschweifte, um die Kräuter zu beschreiben, woraus der Pfeifer von Hardt seine Arzeneien bereitet hatte.

„Und dein Vater", fragte er sie, „wo ist er?"

„Was wisset mir, wo er ist!" antwortete sie ausweichend, doch als besinne sie sich eines Besseren, setzte sie hinzu: „Mich kammes jo saga, denn Ihr müesset gut Freund sei mit em Vater. Er ist nach Lichtastoi."

„Nach Lichtenstein?" rief Georg, indem sich seine Wangen höher färbten. „Und wann kommt er zurück?"

„Ja er sott schon seit zwoi Tag do sei, wie ner g'sait hot. Wennem no nix g'scheha ist. D' Leut' saget, dia bündische Reiter passenem uff."

Nach Lichtenstein — dorthin zog es ja auch ihn. Er fühlte sich kräftig genug, wieder einen Ritt zu wagen und die Versäumnis der neun Tage einzuholen. Seine nächste und wichtigste Frage war daher nach seinem Roß. Und als er hörte, daß es sich ganz wohl befinde und im Kuhstall seiner Ruhe pflege, war auch der letzte Kummer von ihm gewichen. Er dankte seiner holden Pflegerin für seine Wartung und bat sie um sein Wams und seinen Mantel. Sie hatte längst alle Spuren von Blut und Schwerthieben aus den schönen Gewändern vertilgt, mit freundlicher Geschäftigkeit nahm sie die Habe des Junkers aus dem geschnitzten und gemalten Schrein, wo sie neben ihrem Sonntagsschmuck geruht hatte. Lächelnd breitete sie Stück für Stück vor ihm aus und schien sein Lob, daß sie alles so schön gemacht habe, gerne zu hören. Dann enteilte sie dem Gemach, um die frohe Botschaft, daß der Junker ganz genesen sei, der Mutter zu verkündigen.

Ob sie der Mutter auch gestanden, daß sie schon seit einer halben Stunde mit dem schönen freundlichen Herrn geplaudert habe, wissen wir nicht. Wir haben aber Ursache, daran zu zweifeln, denn jene ältliche, runde Frau hatte Erfahrung aus ihrer Jugend und glaubte ihrem Töchterlein die Warnung nie genug wiederholen zu können: „Sie solle sich wohl hüten, mit einem jungen Burschen länger als ein Ave Maria lang zu sprechen."

2.

— Was kümmert's dich? Du fragst
Nach Dingen, Mädchen, die dir nicht geziemen.
Schiller.

Als die runde Frau und Bärbele von der Bodenkammer herabstiegen, war ihr erster Gang nicht in das Gemach, wo ihr Gast war, sondern nach der Küche, und zwar aus zweierlei Gründen: einmal, weil jetzt dem Gast ein kräftiges Habermus gekocht werden mußte, und dann — von der Küche ging ein kleines Fenster in die Stube, dorthin stellte sich die Mutter, um die Mienen des Junkers zu rekognoszieren.

Bärbele stellte sich auf die Zehen und schaute ihrer Mutter über die Schulter durchs Fensterlein. Sie staunte und ihr Herz pochte seit siebzehn Jahren zum erstenmal recht ungestüm; denn so hübsch hatte sie sich doch den Junker nicht gedacht. Sie war zwar oft von seinem Anblick bis zu Tränen gerührt gewesen, wenn er mit starren Augen, ohne Bewußtsein, beinahe ohne Leben dalag. Seine bleichen, noch im Kampf mit dem Tode so schönen Züge hatten sie oft angezogen wie ein rührendes, erhabenes Bild den frommen Sinn einer Betenden anzieht. Aber jetzt, sie fühlte es, jetzt war es was ganz anderes. Die Augen waren wieder gefüllt von schönem, mutigem Feuer; es wollte das Bärbele auf den Zehen bedünken, als habe sie, so alt sie geworden, noch gar keine solchen gesehen. Das Haar lag nicht mehr in unordentlichen Strängen um die schöne Stirne. Es fiel geordnet und reich auf den Nacken hinab.

Seine Wangen hatten sich wieder gerötet, seine Lippen waren so frisch wie die Kirschen an Petri und Paul. Und wie ihn das seidengestickte Wams gut kleidete, und der breite weiße Halskragen, den er über das Kleid herausgelegt hatte! Aber das konnte das Mädchen nicht ergründen, warum er wohl immer auf eine aus weiß und blauer Seide geflochtene Schärpe niedersah. So fest, so eifrig, als wären geheimnisvolle Zeichen eingewoben, die er zu entziffern bemüht sei. Ja, es kam ihr sogar vor, als drücke er die Feldbinde an das Herz, als führe er sie an die Lippen voll Andacht und Inbrunst, wie man Reliquien zu verehren pflegt.

Die runde Frau hatte indessen ihre Forschungen durch das Fensterlein vollendet. „'s ist a Herr wie na Prinz", sagte sie, indem sie das Habermus umrührte. „Was er a Wams ähot! Dia Herra z' Stuagert kennets et schöner hau. Was duet er no mit dem Fetza, won er in der Hand hot? Er gukt a jo schier ausenander! Es ist, ka sei, a bisle Bluat na komma, daß ens verzirnt."

„Noi, sell isch et", entgegnete Bärbele, die jetzt bequemer das Zimmer übersehen konnte. „Aber wisset Er, Muater, wia mers fürkommt? Er macht so gar fuiriga Auga druff na. Sell is gewiß ebbes von sein Schatz."

Die runde Frau konnte sich nicht enthalten, über die richtige Vermutung ihres Kindes etwas Weniges zu lächeln, doch schnell nahm sie ihre mütterliche Würde wieder zusammen, indem sie entgegnete: „A, was woist du von Schätz! So na Kind wie du muaß gar a nix so denka. Gang jetzt weg vom Fensterle dort, lang mir seli*) Häfele her. Der Herr wird a fürnehmes Fressa g'wohnt sei, i muaß am a bisle viel Schmalz in de Brei dauh."

Bärbele verließ etwas empfindlich das Fenster. Sie wußte, daß sie ihrer Mutter nicht widersprechen dürfe, aber diesmal hatte diese offenbar unrecht. Ging nicht das Mädchen schon seit einem Jahr in den Lichtkarz, wo von den Mädchen des Dorfes über Schätzchen und Liebe viel gesprochen und gesungen wurde? Hatten nicht einige ihrer Gespielinnen, die wenige Wochen älter waren als sie, schon jede einen erklärten Schatz, und sie allein sollte nicht davon sprechen, nicht einmal etwas davon wissen dürfen? Nein, es war recht unbillig von der runden Frau, ihrem Töchterlein, das, wenn sie sich auf die Zehen stellte, der Mutter über die Schultern sehen konnte, solche Wissenschaft geradehin zu verbieten. Aber wie es zu geschehen pflegt, das Verbot reizt gewöhnlich zur Übertretung, und Bärbele nahm sich vor, nicht eher zu ruhen, als bis sie wisse, warum der junge Ritter mit so gar „fuirigen Augen" auf seine Feldbinde hinschaue.

Das Frühstück des Junkers war indessen fertig geworden, es fehlte nichts mehr als ein Becher guten alten Weines. Auch dieser war bald herbeigebracht, denn der Pfeifer von Hardt war zwar ein geringer Mann, aber nicht so arm, daß er nicht für feierliche Gelegenheiten ein Fäßchen im Keller liegen hatte. Das Mädchen trug den Wein und das Brot, und die runde Frau ging in vollem Sonntagsstaat, die Schüssel mit Habermus in beiden Fäusten, ihrem holden Töchterlein voran in die Stube.

Es kostete den jungen Mann nicht geringe Mühe, den vielen Knicksen der Pfeifersfrau Einhalt zu tun. Sie hatte in ihrer Jugend einmal auf dem Schlosse zu Neuffen gedient und wußte, was Lebensart war. Daher blieb sie mit der rauchenden Schüssel an ihrer eigenen Schwelle stehen, bis ihr der gestrenge Junker ernstlich befahl, vorzutreten. Die Tochter aber stand errötend hinter der runden Frau, und ihr verschämtes Gesicht ward nur auf Augenblicke sichtbar, wenn die Mutter sich recht tief verneigte. Auch sie machte die gehörige Anzahl Knickse, doch mochten sie nicht so ungemein ehrerbietig sein, denn sie hatte ja schon ein halb Stündchen mit ihm geplaudert. Das Mädchen deckte jetzt den Tisch mit frischem Linnen, setzte dem Junker das Habermus und den Wein an den Ehrenplatz in der Ecke der Bank unter dem Kruzifix, dann steckte sie einen zierlich geschnitzten hölzernen Löffel in das Mus. Er blieb aufrecht darin stehen, und es war dies ein gutes Zeichen, daß das Frühstück delikat bereitet sei. Als der Junker sich nieder-

*) jenes.

gelassen hatte, setzten sich auch Mutter und Tochter an den Tisch zu ihrem Suppennapf, doch in bescheidener Entfernung und nicht ohne das Salzfaß zwischen sich und ihren vornehmen Gast zu stellen. Denn so wollte es die Sitte in den guten alten Zeiten.

Georg hatte, während sie das Frühmahl verzehrten, Muße genug, d... beider Frauen zu betrachten. Er gestand sich, daß die Ha...frau des Pfeifers von Hardt eine stattliche Frau sei, die vi...leicht manchen weniger kühnen Mann als seinen Führer und Erretter unter die Steizen ihrer gewichtigen Schuhe (Pantoffeln hatte sie wohl nicht) gebracht hätte. Auch das Kind des Spielmanns dünkte ihn eine liebliche Dirne, und ein so schöner Kopf, solche freundliche Augen hätten vielleicht in seinem Herzen einen nicht zu verachtenden Raum gewonnen, wäre es nicht von einem Bild schon ganz erfüllt gewesen, wäre nicht die Kluft so unendlich groß gewesen, welche Geburt und Verhältnisse zwischen den Erben des Namens Sturmfeder und der geringen Tochter des Pfeifers von Hardt befestigt hatten. Nichtsdestoweniger ruhten sein Blicke mit Wohlgefallen auf ihren reinen unschuldigen Zügen, und ...re die runde Frau nicht mit ihrer Suppe zu beschäftigt gew...sen, so wäre ihr wohl die Röte nicht entgangen, die auf den Wang...n ihres Kindes aufstieg, wenn zufällig einer ihrer verstohlenen Blicke dem Auge des jungen Mannes begegnete.

„Der Napf ist leer, jetzt ist es Zeit zu schwatzen." Dieser richtige Spruch galt auch hier, sobald das Tischtuch weggenommen wa... Georg lagen vornehmlich zwei Dinge am Herzen; er mußte gewiß sein, wann der Pfeifer von Lichtenstein zurückkommen würde, weil er nur seine Nachrichten über die Geliebte abwarten wollte, um dann sogleich zu ihr zu eilen. Und zweitens war es ihm sehr wichtig, zu erfahren, wo das H...r des Bundes in diesem Augenblicke stehe. Über das erstere konnte er keine weitere Auskunft erhalten als was ihm das Mädchen früher schon gesagt hatte. Der Vater sei etwa seit sechs Tagen abwesend, habe aber versprochen, am fünften Abend wieder hier zu sein, und sie erwarteten ihn daher stündlich. Die runde Frau vergoß Tränen, indem sie dem Junker klagte, daß ihr Mann, seitdem dieser Krieg begonnen, kaum einige Stunden zu Haus gewesen sei. Er sei von früheren Zeiten her schon als ein unruhiger Mann berüchtigt. Jetzt murmelten die Leute auch wieder allerlei über ihn, und gewiß bringe er seine Frau und sein Kind durch sein gefährliches Leben noch in Unglück und Jammer.

Georg suchte alle Trostgründe hervor, um ihre Tränen zu stillen. Es gelang ihm wenigstens insoweit, daß sie ihm seine Fragen nach dem Bundesheer beantwortete.

„Ach Herr," sagte sie, „des ist a Graus und a Jammer. 's ist grad', wie wenn der wild' Jäger uf de Wolka reitet und mit seine g'schpenstige Hund übers Land wegzieht. 's ganz Unterland hent se schau, und jetzt goht's mit em hella Haufa ge Tibenga."

„So sind die Festungen alle schon in ihrer Hand?" fragte Georg verwundert. „Höllenstein, Schorndorf, Göppingen, Teck, Urach? Sind sie alle schon eingenommen?"

„Alles hent se. A Mann von Schorndorf hot's g'sait, daß se de Höllastoi, Schorndorf und Göppinga hent. Aber von Teck und Aurich kau e Uich ganz genau berichta, mer send jo koine drei, vier Stund davo." Sie erzählte nun: am dritten April sei das Heer vor Teck gezogen. Sie haben einen Teil des Fußvolkes vor das eine Tor gesetzt und sich mit der Besatzung über die Übergabe besprochen. Da seien alle Knechte zu diesem Tor geeilt und haben zugehört, und indessen sei das andere Tor von den Feinden bestiegen worden.*) Im Schloß Urach aber seien vierhundert herzogliche Fußknechte gewesen. Diese habe die Bürgerschaft nicht in die Stadt lassen wollen, als der Feind anrückte. Es sei zum Gefecht zwischen ihnen gekommen, worin die Knechte auf den Markt gedrungen seien, dort aber sei der Vogt von einer Kugel getroffen und nachher mit Hellebarden niedergestoßen worden. Die Stadt habe sich dem Bunde ergeben. „Es sei koi Wunder", schloß die runde Frau ihre Erzählung, „älle Burga und Schlösser nehme se ei. Denn se heut lange Feldschlanga und Bombardierstuck, wo se Kugla draus schießet, graißer als mei Kopf, daß älle Maura zema brecha und älle Tirn**) einfalla müeßet."

Georg konnte nach diesem Bericht ahnen, daß eine Reise von Hardt nach Lichtenstein nicht minder gefährlich sein werde als jener Ritt über die Alb, denn er mußte gerade die Linie zwischen Urach und Tübingen durchschneiden. Doch war Urach schon seit mehreren Tagen von dem Heere verlassen. Die Belagerung von Tübingen mußte notwendig viele Mannschaft erfordern, und so konnte Georg dennoch hoffen, daß keine eigentlichen Posten mehr den Strich Landes, den er zu durchreisen hatte, besetzt halten werden.

Mit Ungeduld erwartete er daher die Ankunft seines Führers. Seine Kopfwunde war geheilt. Sie war nicht tief gewesen, denn die Federn seines Baretts und sein dichtes Haar hatten dem Hiebe, der nach ihm geführt worden war, seine Schärfe benommen. Doch war der Schlag noch immer kräftig genug gewesen, um ihn auf so viele Tage des Bewußtseins zu berauben. Auch seine übrigen Wunden an Arm und Beinen waren geheilt, und die einzige körperliche Folge jener unglücklichen Nacht war eine Mattigkeit, die er dem Blutverlust, dem langen Liegen und dem Wundfieber zuschrieb. Doch auch diese schwand von Stund zu Stunde, denn ein frischer Mut und sehnsüchtige Gedanken in die Ferne verjagen gar bald solche schlimme Gäste.

Es gehörte übrigens dieser frische Mut und ein wenig jugendliche Neugierde dazu, ihm die langsam hinschleichenden Stunden erträglich zu machen. Es gehörte die muntere Tochter des Pfeifers dazu, um ihn vergessen zu lassen, wie unerträglich lange ihr Vater auf sich warten lasse. Er sah hier, was er sich schon lange zu sehen gewünscht hatte, eine echte schwäbische Bauernwirtschaft. Wie drollig kamen ihm ihre Sitten, ihre Sprache vor. Sein Franken, so nahe es an dieses Württemberg grenzte, hatte doch wieder einen anderen Schlag von Leuten. Es deuchte ihn, seine Bauern seien pfiffiger, verschlagener, in manchen Dingen weniger roh als diese; aber die gutmütige Ehrlichkeit dieser Leute, die aus ihren Augen, aus ihrer Sprache, aus ihrem ganzen Wesen hervorblitzte; ihre muntere, unverdrossene Arbeitsamkeit; ihre Reinlichkeit, die ihrer Armut ein ehrbares, sogar schmuckes Ansehen gab, dies alles machte, daß er zu fühlen glaubte, es haben diese Leute als Menschen mehr inneren Gehalt als die, welche er in seinen Gauen kennen gelernt hatte, wenn sie auch in manchen Dingen nicht so viel Beschlagenheit zeigten.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Dieser Verrat von Teck fand wirklich also statt. Vgl. 5. B. Sattler. II. § 7. Anm. Hauffs.

**) Türme.

 Rätsel-Ecke 

Wie heißt dieser Roman?

(Scherzrätsel.)

der GEfelLSchafT

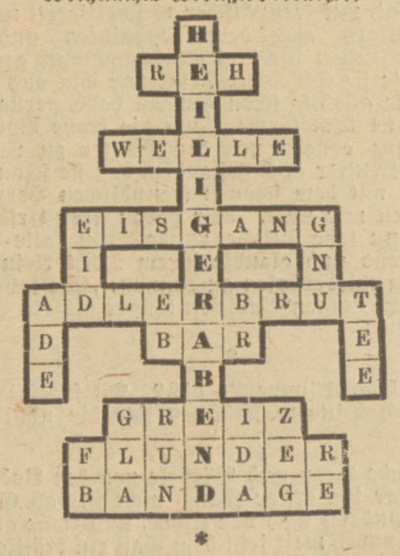
von ★

Setzung

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 256.

Weihnachts-Kreuzworträtsel:



*

Rätsel: Barmen.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.